

Karlsruher Kindheit im Krieg

Ein Rückblick nach vielen Jahren

Unser Gedächtnis kann Erinnerungen nicht völlig unverändert aufbewahren. Es beruht auf einem komplexen System von Neuronen, das seine Inhalte immer wieder aufruft, durcharbeitet und mit neuem Wissen verbindet. Die frühesten Erinnerungen sind diesem Vorgang im Laufe des Lebens am häufigsten unterworfen worden. Da sie aber in der Regel besonders einprägsam waren, können sie einer Verwandlung auch besonders gut widerstehen, zumal dann, wenn es sich um stark emotional besetzte Erfahrungen gehandelt hat.

Zweifel an der Zuverlässigkeit weit zurückgreifender Erinnerungen sind dennoch berechtigt. Leicht mischt sich eigenes Erleben mit Erzählungen älterer Zeitgenossen, besonders in der Familie. Der Mediävist Johannes Fried hat auf die Bedeutung dieser Zusammenhänge für die Überlieferung von Geschichte in den letzten Jahren besonders nachdrücklich hingewiesen.¹ Sein Forschungsansatz, der eine wichtige Bereicherung für die Quellenkritik gebracht hat, sollte zur Vorsicht auch beim Umgang mit eigenen Erinnerungen anregen; er darf aber nicht zu übertriebener Skepsis führen. Denn wenn es der Muse Klio nicht gelänge, auch über schwankendem Boden eine Brücke zu bauen, dann wüssten wir alle nicht mehr, wer wir sind.

Dass ich am 15. Mai 1937 in Karlsruhe geboren bin, entnahm ich den Aussagen meiner Familie und später meiner Geburtsurkunde. Von den Wirren des Zweiten Weltkriegs, die im September 1939 begannen, habe ich aber – auch schon vor der Kenntnis von Uhr und Kalender – einiges mitbekommen. Auf dem Schoß des Großvaters saß ich hinten in einem kleinen eckigen Personenauto, neben uns schräg eingeklemmt mein Patenonkel. Er war durch eine Krankheit gelähmt und konnte weder stehen noch sitzen. Vorne am Steuer saß

mein Vater, daneben die Mutter mit meiner jüngeren Schwester auf dem Schoß. Den Grund dieser Reise erfuhr ich später: Man befürchtete einen Angriff der französischen Armee auf Karlsruhe, rechnete mit Beschuß durch Artillerie über den Rhein. Also mussten Familien mit Kindern die Stadt verlassen. Meine Eltern fanden durch Vermittlung des ihnen bekannten Schulrats Kimmelman im Odenwald eine Bleibe: die Wohnung des zur Wehrmacht eingezogenen Lehrers im Schulhaus von Königshofen an der Tauber. Der Großvater und der kranke Onkel kamen im Schwesternhaus unter. Der Vater musste zurück und das Auto abgeben, das schon beschlagnahmt war.

An den kalten Winter in Königshofen habe ich nur wenig eigene Erinnerungen: das Schulhaus, in dem wir wohnten und der Kindergarten, wo ich mich nicht einfügte. Deutlich vor mir sehe ich noch die Spindel-treppe im Schloß von Mergentheim. Mein Vetter Ludwig, damals Student und Soldat, machte mit mir einen Ausflug dorthin und ließ mich von unten durch die steinerne Spindel schauen, was ich nie vergessen habe. Wie lange wir im Odenwald geblieben sind, weiß ich nicht mehr genau. Im April 1940 waren wir jedenfalls wieder in Karlsruhe. Die militärische Gefahr von Westen war erst einmal vorbei.

In den ersten Kriegsjahren konnte ich unvergeßliche Eindrücke von unserer Heimat am Oberrhein gewinnen, die uns mein Vater ermöglicht hat. Dazu gehörten die Gegend um Baden-Baden mit der Yburg, Freiburg, Straßburg und Heidelberg. Im Keller des Heidelberger Schlosses hinterließ der Zwerg Perkeo bei mir eine bleibende Erinnerung, noch mehr aber daneben der hölzerne Deckel des Kastens, der sich auf Zug öffnet und den Fuchsschwanz hervorflattern lässt. Der Deckel schlug mir an

die Stirn, weil mein Vater, der mich auf dem Arm hielt, die Entfernung falsch einschätzte. In Freiburg im Breisgau sehe ich uns noch auf der Brücke über die Dreisam, wo meiner Schwester ihr eben gekaufter Luftballon davonflog, während ich mit meiner grün-roten Bahnschaffnerkelle fröhlich winken konnte. Wir sahen das Münster in Freiburg und auch das in Straßburg. Im Innern des Straßburger Münsters wunderte ich mich, weil die große Kanzel ganz mit Backsteinmauern zugebaut war, als Schutz wegen des Krieges, hieß es.

Bei aller Geborgenheit in der Familie und im Haus des Großvaters in der Innenstadt von Karlsruhe war das Gefühl der Bedrohung durch den Krieg immer spürbar. Eindrucksvoll waren die vielen Hakenkreuzfahnen bei Aufmärschen von Uniformierten, darunter die Hitlerjugend mit ihren Landsknechtstrommeln. Besonders die Kaiserstraße war dann ein einziges Meer von rotem Tuch. Aber auch sonst wurde überall geflaggt. Für mich lag in diesen Demonstrationen von Macht und Stärke auch etwas Bedrohliches, weil ich spürte, dass meine Eltern und der Großvater sich keineswegs darüber freuten. Mein Vater, Jahrgang 1905, konnte noch seinem Zivilberuf als Kaufmann nachgehen, aber die Furcht, dass er doch zur Wehrmacht eingezogen wurde, hat uns begleitet, bis dieser Fall wirklich eintrat.

Der Großvater war ein fleißiger Kirchgänger; oft ging er auch am Werktag zur Frühmesse in die Stephanskirche. Die Hakenkreuzfahne, die er als Hausbesitzer in zentraler Lage der Innenstadt bei entsprechenden Anlässen hissen musste, holte er immer möglichst spät mit leisem Stöhnen hervor und zog sie bald wieder ein. Ich aber freute mich über das flatternde Tuch, das größer war als die Fahnen an benachbarten Wohnungen. Mein kranker Onkel Albert hatte die Fahne angeschafft. Er war fast vollständig gelähmt und lag den ganzen Tag auf der Chaiselongue im Wohnzimmer. Dort konnte er nicht mehr tun, als Radiosendungen zu hören. Er benützte dazu meist eine Empfangsanlage mit Kopfhörer, seltener den „Volksempfänger“. Erst viel später begriff ich, dass er so für die nationalsozialistischen Propagandareden ein dankbarer Hörer gewesen ist. Der Kranke wurde gefüttert und trank aus einer Schnabeltasse. Wenn wir

Kinder um den Wohnzimmertisch „Fangerles“ spielten, mahnte er uns oft vergeblich, das Tempo und unseren Lärm zu verringern. Wir rannten ungebremst weiter. Am Abend, wenn der Onkel in sein Bett getragen wurde, wollten wir helfen und fassten mit an.

Sonntags auf dem Weg zur Kirche begegneten wir vor der Hauptpost (heute Europa-platz) häufig dem Herrn Heinzelmann. Er trug SA-Uniform mit Stiefeln, Koppel, Schultergurt und hatte zwei oder drei Sammelbüchsen in jeder Hand. In Kopfhöhe von uns Kindern klapperte er damit heftig und forderte von den Eltern Spenden ein. Er war Hausmeister im Prinz-Max-Palais und zugleich Blockwart. Eines Tages hat er mir einen Schrecken eingejagt. Ich begleitete meine Mutter, die Milchkanne tragend, zum Einkaufen. Wir betraten das Milchgeschäft Dehn in der Akademiestraße und grüßten mit „Guten Morgen“. Da ertönte aus einer Ecke unmittelbar hinter mir mit hoher Lautstärke die Stimme des Blockwarts: „Wie heißt der Deutsche Gruß?“ Ich fuhr bei dem Gebrüll zusammen, aber die Mutter ignorierte den Mann in der SA-Uniform, tätigte ihren Einkauf und verließ, mit „Auf Wiedersehen“ grüßend, den Laden. Beim Bäcker nahm sie dann einen zusätzlichen Laib Brot mit und legte ihn vor unserer Haustür ab. So konnte ihn ein „Fremdarbeiter“ an sich nehmen, der da an der Ecke stand. Sprechen durfte man mit diesen Ausländern nicht.

Menschen aus dem Ausland sah ich auch beim Spaziergang durch den Fasanengarten. Unser Weg führte an der Rückseite des Hochschulstadions vorbei, auf dessen Gelände Baracken standen. Kinder aus diesen Baracken kamen an den Zaun und streckten die Hände aus. Ich wollte sie ansprechen, wurde aber schnell zum Weitergehen gedrängt. Erst lang nach dem Krieg wurde mir klar, dass die Eltern dieser Kinder zu den Zwangsarbeitern gehörten, die morgens vor Einsetzen des Berufsverkehrs durch die Stadt zur „Patronenfabrik“ getrieben wurden.²

Das Eingesperrtsein der Kinder war für mich vergleichbar mit der Tierhaltung im Stadtgarten, den wir häufig besuchten. Dort hatten es mir besonders die Affen angetan, von denen ich mich jedesmal nur schwer trennen konnte. Als die Eltern mich einmal von dort

gegen meinen Willen weiterzogen, riß ich mich los, reckte vor dem Käfig meinen rechten Arm empor und rief: „Heil Hitler, ihr Affen“. Fluchtartig eilten die Eltern mit meiner Schwester und mir davon. Ich wollte die Affen mit meinem Gruß wohl ehren und konnte nicht wissen, dass sein „Missbrauch“ strafbar war.

Ende August 1943 kam ich in die erste Klasse der Leopoldschule. Ich trug stolz eine Schultasche aus Pappe, die bald verbeult war; einen Bücherranzen konnten die Eltern nicht auftreiben. Mein Schulbuch „Kinderfibel“ aus dem Verlag Konkordia in Bühl besitze ich heute noch. Nur drei von ihren 96 Seiten enthalten Texte im Sinne der NS-Ideologie. Unser freundlicher Lehrer Baier hat uns ebenfalls kaum in dieser Richtung beeinflusst, obwohl er wahrscheinlich Parteimitglied war. Wegen der zunehmenden Fliegerangriffe fiel der Unterricht immer häufiger aus. Im Keller des Schulhauses waren zwar Schulbänke aufgestellt, aber wir haben dort nie gearbeitet. Meist wurden wir beim „Voralarm“ nach Hause geschickt. Die zweite Klasse habe ich überhaupt nicht besucht. Es war keine Schule mehr. Vom Herbst 1945 an ging ich in die dritte Klasse bei einem Lehrer, der uns mit seinem Rohrstock traktiert hat.

Als Erstklässler schaute ich natürlich zu den Älteren auf. Ein Sextaner der Goetheschule aus dem Nachbarhaus kam mir fast erwachsen vor. Er hatte schon eine Uniform als „Pimpf“, ein älterer Nachbar war sogar „Fähnleinführer“ bei der Hitlerjugend. Wir Kleinen beobachteten das Exerzieren auf dem Engländerplatz und das Ausheben von Stellungsgräben im Hardtwald. Der Bruder eines Klassenkameraden besaß einen Stempelkasten, mit dessen Hilfe er uns Ernennungsurkunden über hohe Ränge in der SS ausstellte. Als ich meine Bescheinigung stolz zu Hause vorzeigte, erlebte ich das erste und einzige Mal, dass mein Vater die Fassung verlor. „Da, Herr Obersturmbannführer!“, schrie er mich an und nahm mir den Zettel ab.

Im Herbst 1943 hat sich die Befürchtung erfüllt, dass mein Vater zur Wehrmacht eingezogen wurde. Als Rekrut war er in Müllheim/Baden, wo ihn meine Mutter einmal besuchen konnte. An Weihnachten 1943 war mein Vater das letzte Mal zu Hause. Er stand in Wehr-



Erster Schultag 1943

machtsuniform unter dem Weihnachtsbaum. Nach der Grundausbildung konnte er uns mitteilen, dass der Militärzug, mit dem er zum Einsatz – Ziel unbekannt – transportiert werde, zu einem bestimmten Termin den Karlsruher Hauptbahnhof passieren und kurz halten werde. Meine Schwester und ich bekamen rote Mützen aufgesetzt, damit er uns gleich finden könne. Nach langem Warten lief der Zug ein. Mein Vater stieg aus. Er blieb bei uns stehen, bis der Zug anrollte. Dann ließ er sich von seinen Kameraden durch das Abteifenster in den bereits fahrenden Waggon ziehen. Es war das letzte Mal, dass wir ihn sahen.

Über die Feldpost ließ uns mein Vater wissen, dass er in Rumänien war. Er schrieb im Laufe des Jahres 1944 fast jeden Tag. Seine Briefe, die noch vorhanden sind, drücken immer wieder die Sorge um uns aus, weil er von den häufiger werdenden Bombenangriffen auf Karlsruhe erfuhr. Die Korrespondenz meiner Eltern endet mit einem Telegramm der Deutschen Reichspost vom 30. 12. 44: „unzustellbar, neue Anschrift abwarten“. Danach erfuhren wir nichts mehr. Erst 1949 erreichte uns die Nachricht, dass mein Vater schon im Januar 1945 im Gefangenenlager Magnitogorsk im Ural gestorben war.

Mein Schulweg ging von unserem Haus Karlstraße 14 durch die westliche Kaiserstraße bis kurz vor dem Mühlburger Tor und dort links durch die Leopoldstraße. 1943 gab es auf dieser Strecke nur ein zerstörtes Haus, und



Haus Karlstraße 14 (Aufnahme 1908)

zwar an der nordöstlichen Ecke der Kreuzung Kaiser/Hirschstraße. Mit einem Schulkameraden drang ich in die Brandruine ein, und wir kramten in den verbliebenen Möbeln herum. Später kam es immer wieder zu solchen Ausflügen, von denen die Mutter nichts wusste.

Unser Haus aus der Zeit vor 1900 besaß einen gewölbten Keller. Dessen größter Raum hatte eine Luftschutztür mit zwei starken Hebeln zum Verschießen. Außen an den Kellerluken waren Vordächer aus Beton angebaut. Das gab es an vielen Häusern. In unserem Kellergang waren die Mauern zu den beiderseitigen Nachbarhäusern durchbrochen worden. Der Durchbruch war mit leichten Ziegeln wieder vermauert, die mit einem Hammer durchschlagen werden konnten, um notfalls in den Nachbarkeller fliehen zu können. Wir hatten im Keller provisorische Betten aus alten Polstermöbeln, Tische und Sitzgelegenheiten. Hier haben wir 1944 viele bange Stunden verbracht.

Immer häufiger wurde man nachts durch den Alarm aus dem Schlaf gerissen oder unter-

tags aufgescheucht. Einmal knallte ich nach dem Aufstehen mit dem Kopf auf die Bettkante, weil ich wieder eingeschlafen war. Bei einem Fliegeralarm während des Mittagessens bat ich meine Mutter dringend, den Kochtopf in den Keller mitzunehmen. Ich saß unten dann mit dem Großvater an einem kleinen Tisch, und wir ließen es uns schmecken; die andern hatten keinen Appetit. Das pfeifende Geräusch der fallenden Sprengbomben strapazierte die Nerven. Zufällig hatte ich aufgeschnappt, dass die Bomben, deren Pfeifen man hörte, einen nicht treffen konnten. Das war ein gewisser Trost.

In unseren zentral gelegenen Keller kamen bei Fliegeralarm auch Leute von der Straße, darunter Frontsoldaten auf Urlaub. Diese stellten sich bevorzugt unter einen Türsturz, weil das die sicherste Stelle war. Das Verhalten dieser kriegserfahrenen Männer machte deutlich, wie sie die Gefahr einschätzten.

Einmal verbrachte ein Klassenkamerad von mir die Zeit des Fliegeralarms bei uns im Keller. Seine Mutter hatte ihn zum Friseur geschickt, aber er war auf dem Weg dahin in unser Haus gekommen, um mit mir zu spielen. Dabei hatte ihn der Alarm überrascht. Als die Sirenen das Signal Entwarnung gaben, eilte seine Mutter besorgt zu dem Friseur im „Zirkel“, um ihren Sohn zu holen. Sie fand ihn nicht und sah entsetzt, dass das Haus, in dem sich der Friseurladen befand, weitgehend zerstört war. Dem Sohn hat sein eigenwilliges Verhalten vielleicht das Leben gerettet.

Außer dem Haus meines Großvaters und dem direkt angebauten Nachbarhaus Nummer 12 mit der Bäckerei Ecke Akademiestraße wurde in unserem Häuserquadrat alles zerstört. Ich werde den beißenden Brandgeruch und die Flammen, die aus den Häusern schlugen, nie vergessen. Einmal war in unserer Straße Feuerwehr aus Nagold im Einsatz. Der Name hat sich mir eingepreßt, ohne dass ich damals wissen konnte, wie weit dieses Schwarzwaldstädtchen von Karlsruhe entfernt liegt.

Bei einem besonders schweren Angriff drang dichter Rauch in unseren Keller ein. Er kam teilweise aus dem Nachbarhaus Nummer 16 und quoll aus dem „Durchbruch“, dem geöffneten Loch in der Brandmauer. Man konnte kaum atmen und musste fürchten zu ersticken.

Ich stand im Kellergang, stampfte auf den Boden und schrie: „Löschst denn hier niemand?“ Da machte sich meine tapfere Tante Leonie auf den Weg nach oben; ein Hausbewohner, Herr Welk, schloß sich ihr an. Er war an einer Hand leicht behindert und überdies als Funktionär der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) vom Kriegsdienst befreit. Diese beiden haben dann die oberen Etagen des Hauses durchsucht. Sie haben fünfzehn Phosphorbomben unschädlich gemacht. Wir sahen danach die Brandspuren und angesengte Möbel.

Im Erdgeschoß unseres Hauses und besonders im Laden sammelten sich Gegenstände, die aus brennenden Nachbarhäusern geborgen und später von den Besitzern abgeholt wurden. Darunter befand sich eine Menge Schuhe aus dem Laden des Schuhmachers gegenüber. In jenem Haus war das Feuer rasch bis ins Erdgeschoß vorgedrungen. Ich sah, wie die Flammen die Haustür erfassten. Dort brannte auch ein Tabakwarengeschäft aus, dessen freundlicher Inhaber uns bekannt war. Herr Bekir war als Spieler des einst berühmten Karlsruher Fußballvereins (KfV) aus der Türkei gekommen. Er hat sein Geschäft in unserem Haus weitergeführt und nach dem Krieg einen Zeitschriftenhandel aufgezo- gen.

Am 5. November 1944, einem Sonntag, ist mein Großvater während eines schweren Fliegerangriffs gestorben, nicht durch direkte Kriegseinwirkung, sondern an einer Lungenentzündung. Nach den Untersuchungen meines Kollegen Erich Lacker sind bei diesem Angriff in Karlsruhe 57 Menschen Opfer der Bomben geworden.³ Auf dem Hauptfriedhof waren die Kapelle und die Aufbahrungshalle zerstört. Wir wurden zu einer Baracke geführt, in der zahlreiche Särge in Reihe auf dem Boden standen. Hier durften wir den Großvater noch einmal sehen, er lag unter den Fliegeropfern. Zwei Jahre zuvor war sein kranker Sohn, den er gepflegt hatte, auf dem Hauptfriedhof beerdigt worden. Auf dem Rückweg von dessen Beerdigung ging ich an der Hand meines Großvaters an der Kapelle vorbei. Da sagte er: „So eine schöne Beerdigung bekomme ich einmal nicht.“ Ich wunderte mich und begriff erst später, wie das gemeint war. Er hatte die Entwicklung des Krieges schon früh richtig eingeschätzt.

Ende 1944 wurde der Aufenthalt von Frauen mit Kindern in Karlsruhe verboten, die Lebensmittelkarten wurden ihnen entzogen, wenn sie nicht gingen. Aber wohin sollten wir gehen? Hier half uns unser Mieter Herr Welk von der NSV. Was diese Organisation konnte, zeigte sich nach Fliegerangriffen, wo von dort aus Lebensmittel verteilt wurden. Meine Schwester und ich wurden einmal in den Bunker der NSV auf dem Germania-Sportplatz eingeladen. Es gab zu essen, soviel man wollte. Wir saßen unter meist uniformierten Erwachsenen an einer langen Tafel. Am oberen Ende saß ein Mann im Braunhemd mit breitem Gürtel um den runden Bauch; angeblich kam er aus Berlin. Er legte – für uns unvorstellbar – einen ganzen Camembert-Käse auf sein Brötchen. Dazu erschallte aus der angeheiterten Runde der Ruf: „Was frisst die Reichsregierung? Camembert!“

Herrn Welk verdankten wir nach einem missglückten Versuch in Langensteinbach eine Bleibe in Untergrombach kurz vor dem damaligen Ortsausgang in der Nähe des Bahnhofs. Wir bekamen ein Zimmer und die Küche im Erdgeschoß. Die Reise dorthin erfolgte auf der Ladefläche eines Lastwagens zusammen mit einem Teil unserer Möbel. Unterwegs tauchten feindliche Jagdflieger am Himmel auf. Der Fahrer hielt an und warf sich in den Straßen- graben. Wir aber konnten die Ladefläche nicht verlassen.

In Untergrombach habe ich die letzten Monate des Krieges erlebt. Von größerer Sicherheit im Vergleich mit Karlsruhe konnte dort kaum die Rede sein. Kurz nach unserer Ankunft wurde der Nachbarort Büchenau schwer getroffen, dann folgte der verheerende Angriff auf Bruchsal. Die Kellerräume auf dem Land boten wenig Schutz. Einen festeren Keller gab es im Haus gegenüber unserer Wohnung. Als wir eines Abends in den letzten Kriegstagen dorthin über die Straße rannten, gerieten wir in das Feuer eines feindlichen Panzers vom Bahnübergang her. Es wurde niemand verletzt; der Panzer drehte wieder ab.

Das deutsche Militär hatte vor unserem Hauseingang einen Kübelwagen abgestellt. Ich hatte bemerkt, dass man den Motor durch Knopfdruck starten konnte, was ich auch versuchte, obwohl ich zu klein war, um an die

Pedale zu kommen. Immerhin machte das Auto einen Satz nach vorne. Zu solchem und anderem Unfug hatte ich Zeit; denn in der Schule des Ortes war kein Platz für uns Flüchtlinge aus der Stadt.

Unmittelbar vor unserer Wohnung befand sich eine Panzersperre, die den Weg zur Ortsmitte von Untergrombach blockieren konnte. Sie bestand aus Baumstämmen, von denen einige als Widerlager senkrecht beiderseits der Fahrbahn fest eingegraben waren. Daneben lagen weitere Stämme bereit, die dann in mehreren Schichten quergelegt werden konnten, um die Straße zu verschließen. Ich habe gesehen, wie die Männer des „Volkssturms“ die Panzersperre auf diese Weise verschlossen. In der Nähe am Straßenrand lagen Soldaten der Wehrmacht. Sie waren mit „Panzerfäusten“ bewaffnet, mit denen anrollende Panzer aus kurzer Entfernung bekämpft werden sollten. Diese deutschen Soldaten zogen sich zu unserem Glück kurz vor der Ankunft der Sieger zurück. Den Offizier sah ich nach wenigen Tagen als Gefangenen auf dem Rücksitz eines Jeeps durch das Dorf fahren; er hatte einen hochroten Kopf.

Den Einmarsch der französischen Truppen habe ich am Straßenrand stehend erlebt. Die Mutter sagte, wir seien draußen sicherer als im Haus. Meine Schwester glaubte daran nicht, sie wollte sich im Haus verstecken, wurde aber herausgeholt. Der erste Panzer rollte heran. Seitlich auf ihm saßen dunkelhäutige Soldaten mit dem Gewehr im Anschlag. Andere näherten sich ebenso bewaffnet zu Fuß. Dahinter war schon der nächste Panzer zu sehen.

Was würde mit der Panzersperre geschehen? Wenn sie blieb, war Gefahr für das Haus, in dem wir wohnten. Der Hausbesitzer kam mit einem weißen Tuch heraus und schwenkte es. Der Panzer richtete sein Rohr auf ihn. Meine Mutter und meine Tante, die bei uns war, konnten sich auf Französisch verständigen, weil sie diese Sprache in der Kindheit in Lothringen gelernt hatten. Die Franzosen verlangten die Übergabe des Ortes und den Abbau der Sperre. Meine Tante Leonie Däggelmann ging mit dem französischen Offizier, bewacht von einem schwarzen Soldaten, als Dolmetscherin in das Dorf, um den Bürgermeister zu suchen. Sie fand nur den Stellvertreter. Der

schwarze Soldat stürzte sich sofort auf ihn. Dennoch kam es zu einer Einigung, durch die der Ort vor Schäden durch weitere militärische Aktionen bewahrt werden konnte. Dieselben Männer des „Volkssturms“, die den Ortseingang kurz zuvor zugesperrt hatten, sahen wir nun die Baumstämmen wieder abtragen. Auf das Entfernen der untersten Lage wurde von den Siegern verzichtet; das Kettenfahrzeug rollte darüber hinweg.

Das war für uns der Tag, an dem der Krieg zu Ende war. Mein vorherrschendes Gefühl war große Erleichterung. Nach langer Zeit konnte ich am Abend wieder die Kleider ablegen und mit dem Schlafanzug ins Bett gehen, ohne Furcht vor Bomben. Allerdings haben wir die Tür des Zimmers, in dem wir schliefen, von innen abgeschlossen; meine Tante stellte sogar ein Beil daneben. Denn die beiden benachbarten Räume waren vom Militär beschlagnahmt und dienten den Offizieren der durchziehenden Truppen als Unterkunft. Sie brachten eigene oder gestohlene Lebensmittel herbei und verlangten die Zubereitung. Meine Mutter kam dem nach und entschloß sich sogar, Silberbesteck aufzulegen. Es ging nichts davon verloren.

Unter den durchziehenden Truppen waren auch Marokkaner. Sie trugen keine Militäruniformen, sondern ihre orientalisch-kleidung mit Turban und transportierten ihr Gepäck auf Maultieren. Am Brunnen mitten im Dorf wuschen sie sich und breiteten den Gebets-teppich aus. Einige von ihnen drangen einmal in unser Nachbargrundstück ein und stahlen Stallhasen. Meine Schwester und ich, die am Gartenzaun standen, bekamen plötzlich jeder einen Hasen geschenkt. Meine Mutter wies uns an, die Tiere wieder in ihren Stall zu setzen. Da sahen wir, wie ein Turbanträger mit großem Schnurrbart und Krummdolch die Nachbarn-frau ins Haus verfolgte. Meine Mutter sprach den Offizier an, der seinen Mann herausholte.

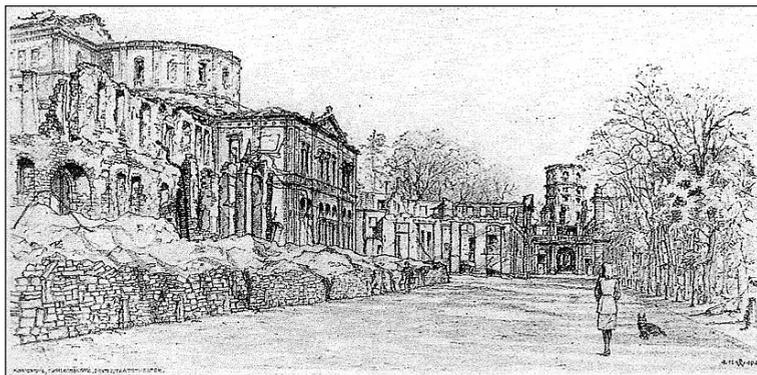
Eines Tages hielt ein Militärlastwagen vor unserer Wohnung. Der uniformierte Fahrer begrüßte meine Mutter und uns sehr herzlich. Es war ihr Cousin Camille aus Metz in Lothringen. Er bot meiner Mutter an, von seiner Wagenladung, die aus Radiogeräten bestand, auszusuchen, soviel sie wollte. Sie aber lehnte es empört ab, Diebesgut anzunehmen. Später,

als wir kaum mehr etwas zu essen hatten, sagte sie manchmal: „Ich hätte doch etwas nehmen sollen; dann könnten wir jetzt tauschen.“

Camille hatte sich zur Vorausabteilung gemeldet, weil er hoffte, seinen älteren Bruder Auguste befreien zu können. Dieser war unter dem Vorwurf der Spionage für die Résistance in Kißlau bei Bruchsal inhaftiert. Camille hat den Bruder nicht gefunden; die Plünderung eines Radiogeschäfts war seine hilflose Reaktion. Auguste blieb verschollen; er ist wohl erschossen worden.

Nach dem Ende der Kampfhandlungen konnte unsere Rückkehr nach Karlsruhe nicht sofort bewerkstelligt werden. In Untergrombach gab es für uns sehr wenig zu essen. Es war keine Bäckerei mehr geöffnet; wir hatten aber auch kein Mehl. So mussten wir zu Fuß nach Bruchsal gehen, um Brot zu holen. Die fünf Kilometer Entfernung waren besonders auf dem Rückweg sehr anstrengend, zumal man sich beeilen musste, weil die vom Militär angeordnete Sperrstunde drohte. Das weitgehend zerstörte Bruchsal bot einen traurigen Anblick. Zum gekauften Brot fehlte der Aufstrich; man streute ein wenig Zucker darauf.

In der Umgebung von Untergrombach gab es verlassene Stellungen des deutschen Militärs mit Vorräten an Munition. Besonders der im Ackerboden vertiefte Unterstand einer Panzerabwehr-Kanone auf freiem Feld in Richtung der Autobahn ist mir in lebhafter Erinnerung. Mit den Buben des Dorfes bediente ich den Mechanismus zum Aufrichten des Geschützrohres. Wir fanden auch das Stellrad, mit dem man die ganze Kanone um ihre Achse drehen und dabei im Kreis mitfahren konnte. Wenn die älteren Spielkameraden Granaten aus den Holzkisten holten, hielt ich mich zurück, beobachtete aber interessiert den Inhalt der leichtsinnig geöffneten Hülsen. Schwarzpulver aus Gewehrmunition wurde sogar angehäuft und mit steiler Stichflamme abgebrannt.



Ruine des Theaters

Zeichnung von Bernhard Weiß, 1945

Unsere Rückkehr nach Karlsruhe erfolgte zu Fuß auf dem Randstreifen der Autobahn. Wir hatten ein kleines Leiterwägelchen, in das meine Schwester und ich abwechselnd sitzen durften. Wie unser Inventar zurückgebracht wurde, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls sind wir noch ein oder zwei Mal „per Anhalter“ nach Untergrombach gereist. Auf der Ladefläche eines Militärlastwagens saßen wir einmal bis zur Ausfahrt Heidelberg fest, weil der Fahrer trotz des Trommelns an sein Führerhaus vorher nicht anhielt. Mit einem anderen Fahrzeug fuhren wir dann zurück bis zur Autobahnbrücke zwischen Büchenau und Untergrombach.

Von den Fenstern unserer Karlsruher Wohnung – zum Teil mit Drahtglas oder Pappe versehen – schauten wir auf das Bankgebäude schräg gegenüber an der Ecke Karl- und Akademiestraße. Dort residierte zuerst die französische und dann die amerikanische Militärregierung. Vor dem Gebäude gab es hölzerne Schranken und ein Schilderhäuschen. Im teilzerstörten Gasthaus „Moninger“, ebenfalls auf der anderen Seite unserer Straße, etablierten die Amerikaner den Kaufladen für ihr Personal. Davor waren häufig bettelnde deutsche Kinder zu sehen. Sogar erwachsene Männer bückten sich nach den weggeworfenen Zigarettenskippen.

Die französische Besatzung verbreitete anfangs Schrecken durch Razzien in den Häusern. Wenn irgendwo eine Nazi-Fahne oder Uniform gefunden wurde, bestand Gefahr, dass das Haus angezündet wurde. Auch unser Haus wurde durchsucht. Als die Franzosen im Erd-

geschoß anfangen, rannte ich in meine Mansarde im Dachgeschoß und holte den Fahnen-träger meiner Spielzeug-Armee aus der Schub-lade, der natürlich eine Hakenkreuzfahne trug. Ich steckte das kleine Ding in die Hosentasche, damit es keinen Anstoß erregen konnte.

In dem Trümmerhaufen, aus dem weite Teile der Innenstadt von Karlsruhe bestanden, habe ich die nächsten Jahre meiner Kindheit und Jugend verlebt. Manchmal haben wir uns eines Rollwagens der Trümmerbeseitigung bemächtigt und fuhren auf den Schienen den Schuttberg auf dem Engländerplatz hinunter. Die „Arbeitsgemeinschaft Aufräumungsarbeiten Karlsruhe (AAK)“ war ja überall am Werk. An die Außenwand ihrer Baracke in der Hirschstraße schrieb ein älterer Spielkamerad mit einem Brocken Kalk: „Adolfs Alte Kämpfer“. Als die Männer herauskamen, rannten wir davon.

Auf meinem Weg zur Leopoldschule nahm ich oft eine vermeintliche Abkürzung quer durch die teilweise schon abgeräumten Ruinengrundstücke zwischen Kaiser- und Amalienstraße. In der Freizeit kletterten wir halbverfallene Treppen hinauf und standen auf den Mauern der zerstörten Häuser. Längs der Fassade der Orangerie in der Hans-Thoma-Straße konnte man oben auf der breiten Mauer entlanggehen. Durch die Ruine dampfte auf einer Seite die Schuttbahn. Sie kam quer durch den Botanischen Garten und fuhr dann entlang der Bismarckstraße nach Westen. Das ausgebrannte, aber stehen gebliebene Theater am Schlossplatz haben wir auch aufgesucht. Im Magazingebäude daneben fanden und bewunderten wir eingestaubte Requisiten für Wagner-Opern wie den Drachen von Siegfried und den Schwan von Lohengrin.

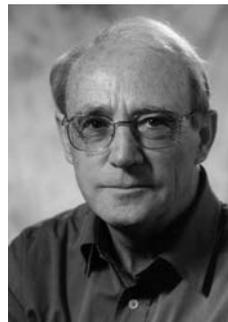
Es war 1945 nicht abzusehen, in welcher Form sich das Gesicht der Stadt einmal aus den Trümmern erheben würde. Die meisten wichtigen, charakteristischen und schönen Bauten der Innenstadt standen als Brandruinen da. Einige wurden gerettet, andere

jedoch aufgegeben und abgeräumt, obwohl sie in ihrer Substanz erhalten waren. Vornehmstes und schmerzlichstes Opfer ist bekanntlich das Ständehaus, das älteste Parlamentsgebäude in Deutschland. Seine Mauern waren besser erhalten als die des Schlosses. Sie zu bewahren, wäre am Beginn der neuen Demokratie eigentlich eine Pflichtaufgabe gewesen.

Auch durch das schnelle Entsorgen einfacher Wohn- und Geschäftshäuser hat Karlsruhe einen vermeidbaren Verlust an Identität und Qualität seines Stadtbildes erlitten. Das Haus meines Großvaters in der Karlstraße mit seiner zierlichen Fassade hat den Bombenkrieg fast unversehrt überstanden. Es wurde daher nicht Opfer der ersten Abrisswut und blieb noch lange nach dem Krieg erhalten. Im Jahr 1969 musste es dann doch einem gesichtslosen Kaufhausblock weichen, der inzwischen nicht mehr gebraucht wird.

Anmerkungen

- 1 Johannes Fried: Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge der historischen Memorik. München 2004.
- 2 Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik (DWM) in der Brauerstraße, heute Zentrum für Kunst- und Medientechnologie (ZKM).
- 3 Erich Lacker: Zielort Karlsruhe. Die Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg. Karlsruhe 1996.



Anschrift des Autors:
Dr. Klaus Oesterle
Paul-Klee-Straße 4
76227 Karlsruhe